

## Ulrich Mayr aus Kaisheim.

Ein Beitrag zur kirchlichen Aufklärung in Bayern.

Von

Luitpold Reindl.

Schluß vom Heft I. 1915, S. 134.

### VI.

Die Rücksicht auf seine Stellung als Ordensmann und wohl auch das Schicksal seiner beiden ersten Schriften bestimmten P. Ulrich Mayr, im Dienste der Aufklärung und des Lichtes unter der Decke zu arbeiten. Von seiner Klosterzelle liefen geheime Fäden zu den bedeutendsten Vertretern des neuen Zeitgeistes. Mit Le Bret<sup>1</sup> und mit dem Trierischen Kanzler Baron von Hohenfeld, dem intimen Freund des De la Roche,<sup>2</sup> verband ihn innige Freundschaft. Er schreibt darüber an Zapf: Der Verfasser der Nachtmahlbulle ist ein rechtschaffener Gelehrter, ein edel denkender Philosoph und — was ich nicht verschweigen kann — ein zärtlicher Freund. Ich hoffe, bis auf den Herbst das Vergnügen zu haben, denselben in Kaisheim zu umarmen. Nun werden sie bald auf den Argwohn geraten, daß wir etwa gemeinnützige Absichten haben könnten (2. August 1775).

In einem späteren Briefe (28. Februar 1778) heißt es: Kennen Sie den Trierischen Minister Herrn Baron von Hohenfeld und den Hofkanzler zu Koblenz Herrn De la Roche nicht? Der erstere ist mein großer Gönner, ein Liebling seines Fürsten, in dessen Suite er sich wirklich befindet. Vielleicht haben Sie eher Gelegenheit, ihn mündlich zu sprechen, als ich. Er verdiente den Namen Mecaenas. Der zweite hat mir, ohne mich zu kennen, eine seltene literarische Wohlthat erwiesen. Er ist ein schöner Geist und vielleicht gar der Verfasser der Mönchsbriefe und unter uns gesagt! ein stiller, innerster Freund des ersteren. Hohenfeld wollte so eine Schrift schon lange von

<sup>1</sup> Verfasser des Werkes: Pragmatische Geschichte der so verrufenen Bulle in Coena Domini und ihrer fürchterlichen Folgen für Staat und Kirche. 1769.

<sup>2</sup> Verfasser der Schmähschrift: Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an einen Freund. (Siehe „Hist.-polit. Blätter“, Jahrgang 1844, Band 14, Seite 74.)

mir haben. Das Genie des Verfassers der Mönchsbriefe läßt nichts anderes vermuten.

Wenn hier anschließend auch des Fürstabtes Martin Gerbert und seiner Beziehungen zu P. Ulrich Mayr und zum Kloster Kaisheim gedacht wird, so soll er doch weder hinsichtlich seiner Person, noch seiner Bestrebungen mit den bisher genannten Freunden und Gönnern P. Ulrich Mayrs auf eine Stufe gestellt werden. Wie weit er von den wahren Zielen Mayrs Kenntnis hatte, kann nicht gesagt werden. Dieser rühmt sich indeß öfters in seinen Briefen der Gönnerschaft Gerberts. „Was werden Sie denken, schreibt er (2. August 1775), wenn ich Ihnen im Vertrauen sage, daß dieser vortreffliche Fürst mir die Gnade erweist, einen eigenhändigen Briefwechsel mit mir zu führen und sogar die Hand bietet, die hiesige Literatur auf einen besseren Fuß zu bringen?“ Die Beziehungen zwischen Kaisheim und St. Blasien wurden naturgemäß noch inniger, als zwei Kaisheimer Kleriker zur Ausbildung in den theologischen Fachwissenschaften in die von Gerbert gegründete Schule nach St. Blasien geschickt wurden. Die gegenseitig verabredeten Besuche kamen zwar nie zur Ausführung, aber im brieflichen Verkehr mit Gerbert erhielt P. Ulrich Mayr manche Anregung in seinem wissenschaftlichen Streben und literarischen Schaffen; so auch, als er die Schrift vorbereitete: „Freimütige Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Klosterliteratur in Oberdeutschland“. Obgleich auch diese Schrift wie eine oben schon erwähnte Dissertation vor ihrer Veröffentlichung unterdrückt wurde, so knüpfen sich doch an sie so bedeutungsvolle Begleitumstände, daß die nachfolgenden Ausführungen gerechtfertigt erscheinen.

In einem Briefe vom 23. Dezember 1777 tritt P. Ulrich Mayr mit seinem Plane offen hervor: Der Enthusiasmus, Literatur überhaupt, besonders Klosterliteratur — die nach Abschaffung der Jesuiten eine ganz andere Lage bekommen hat — zu befördern, hat mich zu allerhand Betrachtungen verleitet. Unter allen gefiel mir die folgende als die beste. Nämlich, eine periodische Wochen- oder Monatschrift auszuarbeiten, etwa unter dem Titel: „Freimütige Betrachtungen eines Patrioten über den gegenwärtigen Zustand der Klosterliteratur in Oberdeutschland“. Mein Plan würde natürlicherweise der Plan eines denkenden Patrioten sein. Die vorkommenden Betrachtungen dürften teils literarisch (im strengen Verstande), einige historisch, einige kritisch, die meisten aber politisch und statistisch sein. Ich weiß nicht, ob wir eine periodische Schrift dieser Art haben, aber ich glaube zugleich, daß so eine auch in Rücksicht der allgemeinen Literatur, wenn Gott

meine Kräfte segnen mag, nützlich ausfallen dürfte. Oberdeutschland hat die Lokalverhältnisse dazu. Augsburg, mit Ordensleuten besät und eine ohnedies in besagtem Teile unseres Vaterlandes figurierende Stadt, könnte zur Ausbreitung dieser Wochen- oder Monatschrift der Mittelpunkt sein. Ein protestantischer Verleger, wie Sie leicht einsehen werden, ist dazu allein angemessen. Wenn der Antrag Herrn Stagr angenehm ist, will ich zum voraus bei demselben eine kleine Ankündigung dem Druck übergeben, nur bitte ich Sie, meinen Namen überall zu verschweigen, sonst müßte ich nicht nur dieses Unternehmen liegen lassen, ich wäre noch überdies den bittersten Verdrießlichkeiten ausgesetzt.

Seine Absichten betreff der periodischen Schrift entdeckte P. Ulrich Mayr einigen vertrauten Freunden außerhalb seines Klosters. Auch Abt Gerbert zog er ins Vertrauen, wenigstens schreibt er diesbezüglich: „Auch St. Blasien hegt diese Gesinnungen, aber in der tiefsten Stille“ (10. Dezember 1777). Da P. Ulrich argwöhnte, es möchten die an ihn adressierten Briefe geöffnet werden, richtete er an Zapf die wiederholte Mahnung, er solle ihm nur dunkel antworten, besonders wenn es sich um die geplante Wochen- oder Monatschrift handle. Wie viel ihm daran gelegen war, als Autor unbekannt zu bleiben, zeigt er in seinem Briefe vom 14. Januar 1778, wo er Zapf seine Indiskretion vorhält: „Ich wollte dem ganzen Publikum immer unbekannt bleiben, um desto sicherer Nutzen schaffen zu können, und nun bin ich schon einem Buchhändler bekannt, der Eigennutz genug besitzt, um es in ganz Schwaben und Bayern auszuposaunen. Dem Vaterlande zuliebe will ich mein Vorhaben noch nicht ganz aufgeben, wenn mir Herr Stagr durch Sie hinlänglich die Versicherung gibt, meinen Namen allzeit und ohne Ausnahme der Person und Umstände zu verschweigen. Sonst fange ich lieber gar nichts an oder höre gleich mit dem ersten Stück zu schreiben auf. Meine Schrift wird nämlich periodisch und ich kann alle Vierteljahr 8–10 Bogen dem Publikum liefern. Sie wird auch, wenn Gott meine Absichten segnet, viele Jahre fortgesetzt werden. . . . Aus der nämlichen Ursache (unbekannt zu bleiben) muß es ein lächerliches Begehren sein, Kaisheim etliche Hundert Exemplare aufdrängen zu wollen, an welchem Orte der Verfasser am allerwenigsten bekannt werden soll.“ Es erregte auch P. Ulrich Mayrs Unwillen, daß der Buchhändler Stagr vorher eine Probe haben wollte. „Ich hoffe immer, daß wo nicht die Gründlichkeit, doch der Zweck meiner Schrift sich gleich anfangs empfehlen müsse“ (19. Januar 1778). Seine Absicht war, „den Mönchsstand auf der Seite aufzudecken, wo er

am wenigsten bekannt ist und wo er am meisten bekannt sein sollte“ (28. Januar 1778).

Schließlich ließ Ulrich Mayr alle Bedenken fallen; Zapf vermittelte mit Stagr und man einigte sich, daß die periodische Schrift schon anfangs April ihr Erscheinen beginnen solle. Die Ankündigung der Schrift lag schon bereit für den Abdruck in den öffentlichen Blättern, da kam das, wovor sich Ulrich Mayr so gefürchtet hatte und was das ganze Netz der Vorbereitungen zerriß — die Entdeckung.

Wie schwer Ulrich Mayr dieser Schlag traf, zeigen am besten seine eigenen Worte: „Noch nie habe ich mit einem so kummervollen Herzen an Sie geschrieben, zärtlichster Freund! wie heute. Jetzt habe ich den Trost der Religion und der Philosophie alle Augenblick vonnöten. Freund, bester Freund! ich bin verraten. Nicht umsonst schrieb ich neulich so dunkel an Sie. Ich tat es aus einer enthusiastischen Ehrerbietung und Liebe gegen meinen Herrn Reichsprälaten, von dem ich Ihnen nicht deutlich sagen wollte, daß er mir schier alle Briefe hinterschlägt, aufbricht und die gleichgültigsten überall anders auslegt. Ich wollte seine hohe Person schonen, ich wollte auch nach so vielfachen Unbilden seine schwache Seite nicht entdecken, das unendliche Mißtrauen, mit dem er immer fürchtet, ich suchte ihn um seine Würde zu bringen und weshalb er glaubt, in jedem Briefe nur Geheimnisse auszuspähen. Aus diesem elenden Beweggrund hinterschlug und öffnete er auch Ihren letzten Brief an mich; er fand freilich kein Geheimnis darin, als daß ich Autor von den „Freimütigen Betrachtungen“ wäre, aber dies kleckte schon, ein Laster der beleidigten Majestät mir aufzubürden. „Wie ich mich getraute,“ sagte er, voller Zorn zu mir, „von einer Schrift eine Anzeige ans Publikum zu richten, ohne vorher bei ihm um Erlaubnis angefragt und diese Schrift seiner Zensur übergeben zu haben.“ Darauf verlangte er die Schrift von mir. Sie können sich nicht vorstellen, wie unangenehm mir diese Zeitung vorkommen mußte, besonders, da ich wohl merkte, daß mein Herr Reichsprälat im Sinne hätte, alle hiesigen Geistlichen — nämlich Mönche, die größten Starrköpfe des Menschengeschlechtes — wider mich aufzuhetzen . . . Ueberreiche ich, dachte ich mir, meinem Herrn Reichsprälaten die Schrift zur Prüfung, so wird sie nicht nur unterdrückt, sondern er wird auf jeder Seite einen Haufen eingebildeter Beleidigungen antreffen; gib ich ihm aber dieselbe nicht, so wird sein Argwohn vermehrt, oder gib ich sie dennoch in Druck, so wird er dies als ein Laster vom ersten Rang betrachten. Alle seine Aeüßerungen bestätigten meine Gedanken vollkommen. Auf

der andern Seite war ich endlich müde, so viele unnütze Bemühungen für die Aufnahme der hiesigen Literatur und so vieler saurer Anstrengungen für das hiesige allgemeine Beste, für welche alle ich nichts als Verdruß, Schwächung der Gesundheit und den wildesten Undank einernete. Ich bat also mit aller möglichen Ehrerbietung bei meinem Herrn Reichsprälaten um meine Entlassung aus dem hiesigen Kloster, und so bat ich das viertemal ohne Wirkung. Welch ein wichtiger Schritt bei einem Ordensmann, und doch ist's mir ernst; er ist der einzige und äußerste, wenn ich nicht neben dem Leben auch den Himmel verlieren will! Schrecklicher Gedanke!" (23. Februar 1778).

In dieser mißlichen Lage ersann P. Ulrich Mayr eine Finte, durch die er seinen Abt milder zu stimmen hoffte. Er schreibt an Zapf (l. c.): Also Briefe betreffend bitte ich mir das nächstemal von Ihnen einen falschen aus. Nämlich, indem Sie Ihren Unwillen zeigen, daß ich mein Wort nicht halten wollte, daß Sie dadurch bei Herrn Stagr ihren Kredit in die Schanzen schlagen müßten; daß Sie überhaupt nicht glauben könnten, daß ein so vortrefflicher Regent, wie ich Ihnen meinen Herrn Reichsprälaten allzeit geschildert hätte, die wahre Ursache einer so unangenehmen Wankelmütigkeit sein dürfte. Ich sollte einmal den Beruf nach Göttingen annehmen, hernach hätte dieser kahle Vorwand gar keinen Platz mehr.

Den Gedanken, seine Schrift zu veröffentlichen, gab P. Ulrich Mayr vorerst noch nicht auf; das Verbot seines Ordensobern wollte er nicht respektieren. Ihm lag zunächst daran, die Druckerlaubnis des Kurfürsten von Trier als Bischof von Augsburg und jene des kaiserlichen Hofes zu bekommen, und somit dem Gesetze des Evangeliums genug zu tun: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Den Buchhändler Stagr läßt er bitten, er möge „wegen diesem fatalen Streich“ nicht die Ehrlichkeit des Autors anklagen und er solle sich mit dem Gedanken trösten: quod differtur non aufertur (l. c.). Doch stieß P. Ulrich Mayr wenige Tage nachher sein Vorhaben wegen der Schrift mit einem kräftigen Entschlusse um. Am 11. März 1778 schreibt er an Zapf: „Der Beruf eines Ordensmannes, der vor allen anderen philosophisch sein sollte, hat ebensogut seine Maximen wie die Griechen ihren Ostracismus, und doch wohnten in diesem schönen Lande Republikaner und Weltweise. Ich hatte vielleicht, da ich freimütige Betrachtungen über die Klosterliteratur schrieb, an dies nicht gedacht; ich strafte deshalb meine Eitelkeit und vernichtete mein Manuskript. Die Römer schonten ja ihre eigenen Kinder nicht, sobald es darum zu tun war, mit He-

roismus das Vaterland zu lieben. Sie wissen es, teuerster Freund, daß Kaisheim im engsten Verstand mein Vaterland sei, und daß ein Wink meines Herrn Reichsprälaten bei mir mehr gilt als die strengsten Gesetze des Lykurg.“ . . . Noch im Juli (21.) des gleichen Jahres bewahrte er diese Gesinnungen und wollte das Vergangene als recht süßen Traum betrachten. „Wir wollen ihn also, bis er über kurz oder lang selbst durch die Vorsehung realisiert wird, der Idealwelt überlassen. Sonst — ich bitte Sie aus den wichtigsten Ursachen —, sonst wollen wir nichts tun (21. Juli 1778).

Diese ruhigen Erwägungen kamen aber nach und nach ins Wanken durch die Einsprechungen Zapfs und vielleicht auch einiger anderer Freunde. Dazu kam noch, daß im Kloster die Opposition gegen Ulrich Mayr immer stärker wurde, was ihn auch mehr und mehr verstimmte und reizte. Seinen besonderen Unwillen äußert er darüber, daß Briefe an ihn als Konterbande zurückgehalten werden. „Herabwärts (von Augsburg) sind alle Antworten unsicher, besonders von der Monheimer und Donauwörther Post. Ihre Briefe dürfen nichts von meiner vorigen Antwort enthalten“ (2. Dezember 1778). „Weder Ihr Brief vom 4. September noch der Einschluß desselben kam mir in die Hand. Wohl aber wurde ich davon inne: man nahm Stoff daraus, mir neue Verdrießlichkeiten zu machen“ (l. c.).

So kehrte Mayr — zu einem guten Teile von Verärgerung getrieben — zu seinen alten Absichten zurück. „Ich werde zusehends mehr überzeugt, daß meine freimütigen Gedanken über die Klosterliteratur unter dem Schatten des besten Kaisers bald und bald als ich sonst wollte, erscheinen müssen. Jetzt, zärtlichster Freund, wenn Sie dies lesen, können Sie nimmermehr über mich böse sein“ (2. Dezember 1778).

Mit dem Jahre 1778 bricht der Briefwechsel zwischen Ulrich Mayer und Zapf ab, was wohl zumeist veranlaßt war durch die strenge Kontrolle, die an Ulrich Mayrs Korrespondenz geübt wurde. In dem einzigen Brief vom Jahre 1781 erklärt Mayr diesbezüglich: „Auf der Post wird unsere Korrespondenz noch einige Zeit stecken bleiben müssen. Der klösterliche Despotismus, mit der Lava der Tugend bedeckt, ist eine tausendköpfige Schlange, die weit mehr Gift speit als die Pest in der Türkei“. Nach abermaliger längerer Unterbrechung schreibt Ulrich Mayr im Jahre 1784 (25. Februar) zum erstenmale wieder an Zapf und fügt dem Briefe die Bemerkung bei: „Bei der jetzigen Lage haben ihre Briefe hieher keine schlechten Streiche zu befürchten.“ (Es folgen

jedoch nur 4 Briefe in diesem Jahre und dann hört die Korrespondenz zwischen Beiden gänzlich auf.)

## VII.

Es erübrigt noch Ulrich Mayrs Klosterideal und dessen Wandlungen im Laufe der Jahre einer zusammenfassenden Betrachtung zu widmen. Nur so läßt sich eine feste Basis gewinnen zur gerechten Würdigung der Urteile Ulrich Mayrs über seine Mitbrüder und das Klosterleben überhaupt. Schon als junger Ordensmann war Mayr dem Einflusse des neuen Zeitgeistes ausgesetzt. Es war der Geist des autoritäts- und traditionsfeindlichen Individualismus, dem Mayr mit seinem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein eine natürliche Empfänglichkeit entgegenbrachte.

Mit dem Eifer der Jugend, die gerne nach neuem sucht, ohne das alte genügend zu kennen und zu verstehen, warf er sich auf das Studium der damals modernen Philosophie, für welche Lockescher Empirismus und Wolfscher Rationalismus die Hauptwerte lieferten. Philosophieren wurde ihm wie seinem Zeitalter zum intellektuellen Sport. „Nun, ich bin Mönch und bin es auch mit vielem Stolz, denn die Philosophie hat mich selbst zu diesem Beruf eingeladen und ich danke ihr noch deshalb; aber wie folternd ist der Gedanke, wenn ich mich erinnere, daß die Mönche in dem 18. Jahrhundert lieber alles als Philosophen sind“ (25. März 1775). Den Mönchstand schätzte er, insoweit dieser Zeit und Gelegenheit zu philosophischer Muse bot. „Ich freue mich noch, ein Mönch zu sein, weil ich glaube, daß dieser hauptsächlich von der christlichen Weltweisheit Profession machen sollte. Ein Mensch in stiller Einsamkeit, entfernt von häuslichen Geschäften, umzingelt von gelehrten Freunden und dabei stets ein tugendvoller Menschenfreund, wie viel könnte er zur allgemeinen Glückseligkeit beitragen?“ (17. Mai 1775.)

Was von einem Ordensmanne außer dem Streben nach Weltweisheit noch verlangt war, betrachtete er als Nebensächlichkeiten oder als störende Aeüßerlichkeiten, darum wünscht er: es möchte ein enthusiastischer Schriftsteller aufstehen und mit patriotischer Freimütigkeit an den Schwellen der Klöster stimpfend in die Trompete stoßen: „Wie lange werden noch diese scheinheiligen Faulenzer schlummern, eure Begriffe sind zu mechanisch für unsere menschenfreundlichen Zeiten. Wegen des Chorgesanges hat man euch nicht zum Priestertum erhoben; Dorfschulmeister könnten dies viel besser als ihr Taugenichtse versehen. Gebt Rechenschaft von so vielen Stunden, wo eure dummen Köpfe weder der Religion

noch dem Staate einen Kreuzer Nutzen bringen. Gewiß, so einem rechtschaffenen Weltweisen würde ich gar viel sagen; ja, ich habe es selbst schon gesagt und geschrieben. Was geschah? Nichts als der Giftbecher ging noch ab. Himmel! was sind Mönche und was sollten sie sein“ (25. März 1775). Es entspricht ganz dem Sinne Ulrich Mayrs, wenn Zapf in seiner oben genannten Vorrede einem Prälaten das Lob spendet, daß er die fähigen Köpfe ihrem Lieblingsstudium nachgehen lasse, die „leeren Köpfe“ aber zum Befen und für den Chordienst bestimme.

Wie sehr Ulrich Mayr sich berufen fühlte, der Wegbereiter für einen neuen Klostergeist zu werden, zeigt er u. a. in einem Briefe vom 17. Mai 1775, wo er schreibt: „Einen Ort (Kaisheim) verlassen, wo hernach gleich wieder die alte Barbarei das Zepter übernimmt, dableiben und in wenigen Jahren aus Gram und Kummer das Leben opfern, sind in der Tat schreckensvolle Betrachtungen, wo nur die Religion mit ihrem Balsam Heilung zuwege bringen kann“.

Von seiner Zeit hatte Mayr den Lieblingsgedanken von einer Vereinigung der getrennten christlichen Konfessionen übernommen, dem er sein Leben lang mit optimistischer Begeisterung anhing; darum suchte und schätzte er auch besonders den freundschaftlichen Verkehr mit Protestanten: „Ein Tag um den andern schenkt mir einen Herrn Protestanten zum Freunde. Erst vorige Woche beehrten mich drei dieser Herren in meiner Einsamkeit mit ihrem Besuch. Einer davon war ein Pfarrer aus Franken. Denken Sie, liebster Freund! unsere erste und einzige Unterredung war von der Religionsvereinigung“ (28. Januar 1778).

Die kirchenpolitischen Maßnahmen Josefs II. hielt er zur Ausführung dieses Gedankens für besonders förderlich. „Unter den vielfachen Aussichten, die jetzt den Geist eines philosophischen Beobachters entzücken müssen, scheint mir die Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien und die veranstalteten Generalseminarien in den österreichischen Staaten das wichtigste zu sein“ (18. März 1784).

Eine Reformation der Kirche durch die Fürsten gegen Rom hielt er für sehr notwendig. „Mir — unter uns gesagt — ist es immer lieber, wenn nach dem Beispiel des großen Kaisers die übrigen deutschen Fürsten an das wichtige Reformationswerk bald Hand anlegen. Jetzt sind eben meine Jahre noch die besten. Ich könnte der Kirche und dem Staate meine Kräfte vollkommen aufopfern und ich würde es sicher mit einem unaufhaltsamen Enthusiasmus tun“ (25. März 1784). „Ueberhaupt können wir jetzt nichts sehnlicher wünschen, als

daß Josef, der erhabene Menschenfreund, seine so allgemein wohlthätigen Pläne bald und glücklich durchsetzen möge. Pfalz-Bayern, Köln, Salzburg, Mainz werden nicht lange zurückbleiben. . . Auf das Gelärm der Mönche muß man keine Acht haben. Sie werden schon selbst aufhören. Nun bin ich begierig, wie weit sich Rom mit dem Kaiser eingelassen hat. Wenn ich verdeckt bleiben könnte, dürfte mich noch selbst die Schreibsucht anwandeln“ (18. März 1784). „Wird diese (die Ohrenbeicht) und der Zölibatszwang abgeschafft, das wette ich, daß wir auch ein neues goldenes Jahrhundert der Kirche Jesu Christi erleben würden“ (l. c.).

Bei derlei Gesinnungen, die sich nicht immer verbergen ließen, ist es nicht zu verwundern, daß P. Ulrich Mayr den treu kirchlich gesinnten Männern außerhalb und innerhalb seines Klosters immer mehr verdächtig wurde. In einem seiner letzten Briefe (April 1784) erzählt er, daß aus einer gewissen Abtei von Oberschwaben ein angehender Lehrer der Theologie sich etliche Male an ihn gewandt habe, um seine Gesinnungen über eine nützliche Lehrart zu erfahren. „Ich machte mir die größte Freude daraus, ihm zu antworten und pries ihm besonders den Einfluß des historischen Studiums mit der auffallendsten Begeisterung an. Meinen letzten Brief an ihn eröffnete sein Herr Prälat, verböt demselben aufs schärfste den ferneren Briefwechsel und der ebenso würdige als fähige Mann wird nun wohl den schönsten Acker brach liegen lassen müssen. Auf meinem Acker lasse ich mir noch nichts einreden; morgen halte ich eine Disputation von den deutschen Bischöfen und einigen Paragraphen des Westfälischen Friedens.

Im eigenen Kloster waren es nicht nur die fertigen Männer der alten Zeit und Schule, welche Mayrs Bestrebungen aus sachlichen Gründen bekämpfen zu müssen glaubten; durch sein selbstbewußtes Auftreten machte er sich unter seinen Mitbrüdern viele zu persönlichen Gegnern. Das anfänglich freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und seinem Abte wurde im Laufe der Jahre gleichfalls immer kühler. Verschiedene Vorfälle, wie sie oben zum Teil erwähnt wurden, mußten das Vertrauen des Abtes erschüttern. Daß jedoch Abt Cölestin fürchtete, Mayr könnte ihn um seine Würde bringen, wie letzterer selbstgefällig und in Ueberschätzung seiner eigenen Bedeutung an Zapf schreibt, ist nicht anzunehmen; vielmehr zeigte er sich seinem Religiosen gegenüber trotz aller bitteren Erfahrungen immer großherzig. Er nahm ihn mehrmals als Reisebegleiter mit, so im Jahre 1775, ein Jahr später auf seiner Reise nach Italien und im Jahre 1778 gelegentlich der Abtwahl nach Salmansweiler. (Der damals geplante Besuch

bei Fürstabt Gerbert in St. Blasien unterblieb.) Die Fehler des Abtes waren: zu viel Gutmütigkeit und zu große Nachsicht. Sie trugen die Schuld, daß unter seiner Regierung die Disziplin im Kloster sich immer mehr lockerte.<sup>1</sup> Seine Nachgiebigkeit gegen Mayr war auch eine Hauptursache für das Eindringen der neuzeitlichen Ideen in das Kloster und die Spaltung unter den Mönchen. Die bisherige Annahme jedoch, daß Cölestin um alle Bestrebungen seines Konventualen gewußt und zu deren Durchführung positiv mitgewirkt habe (auch nach dem Streite mit der römischen Bücherzensur), dürfte sich nach den obigen Ausführungen als irrig erweisen.

Ulrich Mayr aber fühlte immer mehr, daß für ihn im Kloster nicht mehr der rechte Platz war; zumal seit dem Tode Cölestins wird sein Vorsatz, Kaisheim zu verlassen, immer steifer. Er war mehr und mehr zu der Ueberzeugung gekommen, „daß im Mönchtum ein gewisses Leeres sich befindet, welches höchstens die Wissenschaften ausfüllen können“ (25. Februar 1784). Mit Sehnsucht wartete er auf eine günstige Gelegenheit, mit gutem Grunde aus dem Kloster zu kommen. Sein letzter Brief (6. Mai 1784) schließt mit den Worten: „nondum venit hora. Ich hoffe auf den großen Menschenwächter Joseph: er soll die Sturmglöcke läuten.“

Rascher als Mayr ahnte, kam die ersehnte Stunde, wo er sein Kloster verlassen konnte. Auf den Ruf des Württembergischen Herzogs Karl Eugen ging er 1785 als Hofprediger an die herzogliche Kapelle in Ludwigsburg.

### VIII.

Von seiner Tätigkeit in Ludwigsburg ist uns nicht viel bekannt.<sup>2</sup> Jedenfalls aber paßte er seiner Gesinnung nach gut in den Kreis seiner dortigen Kollegen und war für den Herzog ein geeignetes Werkzeug zur Ausführung seiner Reformpläne. Bald nach dem Tode Karl Eugens (1793) wurde Mayr seiner Stelle als Hofprediger enthoben (1794). Er wollte sich in Eßlingen niederlassen, wo das Kloster Kaisheim ein Haus hatte. Der Kaisheimer Abt war aber damit nicht einverstanden und so nahm Mayr Wohnung in Oeffingen, bis er nach dem Tode des Herzogs Ludwig wieder nach Ludwigsburg berufen wurde (1796). Nachdem der katholische Stamm der Herzoge ausgestorben war, wurde Mayr auf Präsentation des

<sup>1</sup> Hauntinger l. c. S. 77 schreibt: Die Beobachtung der Disziplin soll hier unter dem verstorbenen Herrn Prälaten (Cölestin II. † 1783) nicht die beste gewesen sein, worüber ich manches partikulär bemerken könnte, das ich über diesen Punkt in Neresheim vernahm. Jetzt aber wird nach und nach alles wieder durch die guten Einrichtungen des jetzigen Herrn Prälaten Xaver . . . ins Geleise gebracht.

<sup>2</sup> S. darüber: Sägmüller, Die kirchliche Aufklärung . . . S. 118 f.

ersten lutherischen Herzogs Friedrich II. von Kaiser Franz zum Pfarrer von Altingen bei Herrenberg (Württemberg) nominiert.<sup>1</sup> Auf seinem neuen Posten, den er am 9. August 1798 bezog, begann Mayr sofort seine reformatorische Wirksamkeit. Mit vielem Eifer suchte er das „Unkraut“ und die „abergläubischen Gebräuche“ auszureißen, welche sein Vorgänger und zwei Vikare in 25 Jahren fortwuchern ließen und direkt begünstigt hatten. Sein erster Kampf galt den Bruderschaften, besonders der Rosenkranzbruderschaft in seiner Pfarrei. Er schreibt darüber: „haec est hic dicta confraternitas Rosarii, quae sicuti reliquae omnes confraternitates in Ecclesia catholica jam dudum exstirpari debuissent. Seminant enim tantummodo ad superstitionem retinendam et promovendam.“ (L. c. S. 5.) Die Bruderschaft der „Nächstenliebe“ hielt er allein für würdig, den Namen Bruderschaft zu führen. Er führte diese auch in seiner Pfarrei ein, aber, wie Mayrs Nachfolger berichtet, hatten die Pfarrkinder keine dieser Andacht entsprechenden Gebete, und so kam sie erst im Jahre 1813 recht in Gang.

Die Jahrtage für die verstorbenen Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft verkündete Mayr nicht mehr, weil dadurch nach seiner Ansicht nur die abergläubischen Gebräuche begünstigt würden; ebenso unterließ er die bisher übliche Verkündigung der vom päpstlichen Stuhl den Bruderschaftsmitgliedern auf bestimmte Tage gewährten Ablässe, da er dafür hielt, daß es für einen guten Theologen ein Vorwurf wäre, etwas derartiges bekannt zu machen, was offenbar der Lehre der Urkirche widerspräche.

Die Bittgänge und Prozessionen, welche ein fruchtbarer Boden für abergläubische Gebräuche seien und wegen der dabei üblichen abgeschmackten Abbetung und einschläfernden Wiederholung des Rosenkranzes für einen Menschen mit kernhafter Frömmigkeit wenig Erbauliches böten (S. 95), suchte er nach Möglichkeit einzuschränken oder allmählig ganz abzuschaffen, fand aber dabei heftigen Widerstand bei seinen Pfarrkindern. Er macht diesbezüglich die Glosse: Mögen auch die rauhen Bauern und Weiblein verlangen, daß ohne Rücksicht auf die Witterung und die Wege diese (Bittgänge und Prozessionen) gehalten werden sollen; ich habe gelacht auf ihre Rauheit und unsinnigen Forderungen. Ihren Bitten habe ich nicht nachgegeben, darauf schwiegen sie wenigstens öffentlich. Wer ihrem Verlangen nachgibt, zieht sich zum wenigsten *Maculam superstitionis* zu. Bei seiner Reformarbeit und seinem rücksichtslosen Vorgehen gegen seine Pfarrkinder

<sup>1</sup> Das Folgende ist entnommen Mayrs eigenhändigen Aufzeichnungen in: Agende und Chronik der Kirche Altingen.

steifte sich Mayr auf seine guten Beziehungen zur bischöflichen Kurie in Konstanz.<sup>1)</sup> Daß Mayr als Seelsorger seine Pfarrkinder nur immer höhnisch und verächtlich als *crudi homines, rusticae, mulierculae* usw. bezeichnet, muß anwidern. Es ist derselbe Ton, in dem er ehemals von seinen Mitbrüdern im Kloster sprach; es ist die Sprache der Aufklärung, die mit ihrem Mangel an historischem Sinn und mit ihrer Befangenheit im eigenen Subjekt hochmütig über alles wegschritt, was sich nicht vor dem Forum der kalten Verstandes-reflexion rechtfertigen ließ.

Wirkliche Verdienste hatten sich die Männer der Aufklärung um die Volksschule erworben, wenigstens insoweit von ihnen schätzenswerte Anregungen für eine Verallgemeinerung der Volksbildung und des Volksunterrichtes ausgingen. Mayr schreibt von seinem Vorgänger (Thomas Mehrle), daß er zwar fast täglich die Schule besuchte, jedoch wenig Gutes stiften konnte, da er — obgleich persönlich ehrbar und rechtschaffen — ein intoleranter und ungeschliffener Mann war, ohne Grundbegriff der bürgerlichen und moralischen Erziehung. Für den Religionsunterricht in der Schule hatte Pfarrer Mayr eine kleine Abhandlung über die christliche Glaubens- und Sittenlehre geschrieben (*pagellas doctrinam fidei et morum continentis*) und dem Lehrer gegeben, damit er sie selbst abschreibe für seinen Gebrauch und dann den Schülern übergebe mit dem Auftrage, daß sie nach und nach eine Seite um die andere abschreiben sollten. Der Lehrer aber ließ die Sache liegen und erklärte dem Pfarrer, daß verschiedene Eltern mit dieser neuen Methode nicht einverstanden seien. Mayr hielt dies jedoch für einen Vorwand oder für falsche Uebertreibungen des Lehrers, der einen Grund suche, um beim bisherigen Diözesankatechismus bleiben zu können, aus dem er die Fragen ohne Aenderung eines Buchstabens ablöse und seine Kinder ganz mechanisch darauf antworten lasse. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß tatsächlich ein Teil der Eltern Bedenken hatte gegen Mayrs Entwurf, der den alten Katechismus ersetzen sollte. Jedenfalls wurde von vielen Parrochianen die Rechtgläubigkeit Mayrs angezweifelt, da ihn selbst die Nachbarnpfarrer für einen „Neuerer“ hielten, wie Mayr selber schreibt. Später zog er seinen Entwurf zurück und legte beim Unterrichte den von Heinrich v. Brentano ausgearbeiteten Katechismus zugrunde, welchen er unter allen anderen für den besten hielt. Dabei bedauert er, daß seine

<sup>1)</sup> „Episcopum Constantiensem, Illius Vicarium Generalem, atque totam Curiam Episcopalem mihi eximie favere et singulari prorsus fiducia me complecti.“ (L. c.)

Einkünfte zu gering seien, sonst würde er aus eigenen Mitteln die nötigen Exemplare für die Kinder anschaffen.

Besonderen Eifer verwendete Mayr auf Christenlehre und Predigt. Er wollte die bei fast allen Katholiken namentlich auf dem Lande eingewurzelten Vorurteile beseitigen, daß die bloß mechanische Anhörung der Messe — „und die lateinische Messe bringt es mit sich, daß sie mechanisch sein muß“ — zur Sonntagsheiligung genüge. Seine Absichten fanden anfangs wenig Verständnis. Es entstand bei der Predigt Tumult, „jedoch durch meine Autorität habe ich das ausgetrieben mit der beigefügten Drohung, daß ich die unverschämten Bauern (*insolentes rusticos*) bei den bürgerlichen Behörden verklagen werde. Jetzt, nachdem sie wissen, daß ich mich nicht erschrecken lasse, geben sie klein bei. Sobald diese rohen Leute merken, daß der Pfarrer furchtsam ist, verfallen sie in jede Art von Frechheit.“ Als Erfolg seiner Predigtthätigkeit weiß er 7 Jahre später zu berichten, daß „die vernünftigen Leute der Pfarrei den Nutzen der Predigten einzusehen beginnen“ und mehrere von ihnen kommen und die eine oder andere Predigt abschreiben wollen. Mit seinen Schulkindern hielt er häufig Katechese über die Sonntagspredigt, was mit der Zeit auch in einzelnen Familien in Uebung kam.

Die Leichenreden sind nach Mayrs Ansicht nicht selten nützlicher als die Predigten in der Kirche. Da Katholiken und Protestanten sie anhören, hält er dafür, daß der Pfarrer alles unterlassen muß, was den Lutheranern zum Aergernis dienen oder auch ihren Spott erregen könnte. Die katholische Religion verliert nichts dabei, im Gegenteil erscheint sie den Akatholiken verehrungswürdiger, wenn abergläubische Bagatellen mit Stillschweigen übergangen werden (*si superstitiosae eiusmodi minutiae, ut mitissime loquar, silentio tegantur*).

Unter den abergläubischen Gebräuchen begreift Mayr, wie er in seinen Bemerkungen zum Ritus des Fronleichnamsfestes schreibt, auch „die eitlen Zeremonien und Segnungen, an denen die römische Kirche mit unglaublicher Zähigkeit festhält und welche die katholische Religion dem Gespötte der Akatholiken preisgeben, die Katholiken selbst aber vom wahren Wesen des Christentumes abziehen“. Daß Rom die notwendigen Kirchenreformen durchführen werde, hält er für ausgeschlossen. Er hofft, daß die politischen Umwälzungen seiner Zeit auch die ersehnten Kirchenreformen bringen werden. Unterm 5. August 1806 bemerkt er: Während ich dieses schreibe, scheint meine Hoffnung nach einer Reformation näher. Reformationen der deutschen Kirche von höchster Wichtigkeit werden schon in den öffentlichen Blättern ange-

kündigt. Aber schon im nächsten Jahre klagt er enttäuscht: „Die Kirchenreform schläft bei uns. Die Bistümer haben keine Bischöfe und wenn solche da sind, dann stehen sie schon seit mehreren Jahren ihren bischöflichen Obliegenheiten fern. Die Generalvikare, wenn sie auch in Ausübung ihrer Pflichten sehr eifrig sind, wie Wessenberg in Konstanz, sind sicherlich nicht Bischöfe, sondern nur deren Koadjutoren.“ Durch die Erfahrung wurde Mayr belehrt, daß eine gedeihliche Reform auch von den Laienfürsten nicht zu erwarten sei, denn „eine Kirchenreformation betrachten sie unter dem Gesichtspunkt, ob bei ihrer Annahme und Förderung ihre zeitlichen Einkünfte vermehrt werden oder nicht. Im ersteren Falle leihen sie die Hand, im letzteren nicht.“ Noch im gleichen Jahre (1807) schreibt Mayr: „Meine Hoffnungen sind nicht sehr groß, wenn das gegenwärtige politische System, welches nun in ganz Deutschland fast uneingeschränkt die Oberhand hat, als Basis und Kriterium angenommen werden darf. Die deutschen Fürsten ohne Unterschied der Religion, auch die besten, sind dem despotischen Willen des Napoleon unterworfen. Daraus folgt: wenn sie auch ganz aufrichtig wollten, können sie nicht für die Kirche, die Religion und das Vaterland sorgen. Der Fürstprimas von Deutschland, Dahlberg, ist plötzlich der größte Bewunderer Napoleons geworden. Sein Nachfolger, der Kardinal Fesch, ist Oheim des Napoleon und der deutschen und gallikanischen Kirche — wenn nicht selbst auch der römischen — oberster Bischof, oder vielmehr er führt unter dem Pontifikate Napoleons den bloßen Namen.“

In stürmischer Zeit beschloß Pfarrer Mayr sein bewegtes und unruhiges Leben. Er starb, wie einer seiner Nachfolger in der Chronik schreibt, an gänzlicher Entkräftung am 13. Juli 1811. Er war ein Mann von nicht ganz gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten und von tatkräftigem Willen; darum bedauern wir es umso mehr, daß er von falscher Wissenschaft und Aufklärung irre geführt wurde und schaden mußte, während er sonst seiner Kirche, die gerade damals hart zu kämpfen hatte, in Vielem hätte nützen können.

---